

Wo die Maruschka wohl geblieben war, dachte der Verlassene bei sich. Er wußte es nicht, konnte es nicht wissen. Er war damals ja schon krank und sah nur, daß man sie hinaus-
trug, um sie nach dem Friedhof, dem fern ge-
legenen, zu bringen.
Ob sie wohl dorthin gekommen war? Wer
konnte es wissen! — Wie oft blieben die Trä-
ger im tiefen, jähen Straßenschlamm stecken
und ließen die Leichen am Wege liegen.
Dem alten Stanislaus schauerte bei die-
sem Gedanken. Vor Grauen barg er sein Ge-
sicht in den Lumpen, die sein Bett ausmach-
ten.

Da war's doch früher, als Bäterchen noch
regierte, so ganz anders. Man mußte sich ja
schinden und plagen und gedulden sein Leben
lang; aber man lebte doch seine ruhigen
Tage, hatte sein Vieh, sein Brot und die Geis-
tigkeit. — Nichts, aber auch nichts war von al-
tem mehr vorhanden, seitdem der lange, furcht-
bare Krieg und die entsetzliche Revolution
Elend und Verzweiflung, Hunger und Tod
über Ruhland gebracht hatten. — Verlumpt
und verblüdet war man heute, verhungert da-
zu, allein und verlassen in seinen Nöten.

Langsam ballten sich die knöchernen Finger
des Alten zur Faust; schwer und mühselig hob
er den matten Arm drohend gegen Moskau;
stumm forschten und bewegten sich die welken,
gefurchten Lippen, als sprächen sie einen grau-
samen Fluch.

Mit glanz- und geistlosen Augen starrte er
vor sich hin. Ab und an schüttelten Frostschauer
den kranken Körper.

Die ersten Schatten der Schweigend daher
schreitenden Nacht huschten durch die kleinen
Fensterluken, schwebten geisterhaft in den öden
hohen Raum, tasteten und kletterten die
Wände hinauf, am Muttergottesbild vorüber
und sahen auch zu dem Totkranken hin. Der
aber merkte es nicht; sein verfluchtes Leben
zog an ihm in Gedanken vorüber. Er war
nahezu siebzig Jahre alt geworden; aber er
hätte doch noch lange leben können. Seine
Väter hatten ja auch fast ausnahmslos die
Hundert erreicht.

Draußen heulte ein Wolf. Mochte er herein-
kommen. Die Haustür stand auf. Hier war
ja doch nichts mehr zu holen, nichts mehr zu
treffen noch zu befehlen. Mochte er ihn selber
treffen, so brauchte er sich nicht mehr zu sorgen
noch zu scheuen, ob er einst auf gewachsenem Bo-
den ruhen würde oder nicht.

Still lag er da und lauschte; aber der Wolf
kam nicht.

Die blaßschwarzen Vorhänge der Nacht wa-
ren leise herabgeglitten. Es war finster in der
Panzehute geworden.

Wieder einmal dachte der alte Stanislaus
Andersworts an den fernem, hochgelegenen
Kirchhof; sah im Geiste die weitgetünchten
Kirche daneben mit den beiden goldenen Zwi-
belskugeln und dem Doppelkreuz, den fahlen
Bretterzaun um den Gottesacker und die viel-
en großen, dunklen Holzkreuze in die däm-
merdunkle Nacht wie nackte, drohende Arme
ragen, sah die dunklen, hohen, spitzenwinkigen
Fichten reglos stehen und auf dem kahlen Ge-
äst der Bäume die vielen dunklen Klumpen,
die Raben und Krähen hockten, ja, er glaubte
sogar ihr Krächzen und Krähen zu hören.
— Sie krächzten und riefen ja schon seit ural-
ten Zeiten, nach jeden hatten sie zu seiner Zeit
gerufen; auch ihn hatten sie in den letzten Ta-
gen gerufen.

Dochhin wollte auch er, auf gemeinhem Bo-
den sich zur ewigen Ruhe niederlegen.
Reizend hatte er sich langsam, auf seinem
Lager erhoben, schwer und röhrend arbeitete
die eingesunkene Brust. Dann sank er wieder
zurück und wälzte sich im Fieberwahn auf dem
harten, kalten Lager.

Ob er wohl noch bis zum Friedhof würde
gehen können, fragte er sich. Viele hatten,
wenn sie ihr Ende nahen fühlten, ihre letzten
Kräfte zusammengegriffen und sich auf den Weg
nach ihrem Grabe gemacht. Manche waren bis
zum Friedhof gekommen, andere dagegen am
Wege zusammengebrochen und liegen geblie-
ben.

Aber versuchen könne er es ja. Zeit habe
er genug, und unterwegs könne er sich aus-
ruhen, wenn es nicht mehr gehen wolle. Und
auf seinem harten Kreuzbrotchen würde er
sich verlassen können.

Der nächtliche Wind kaulte im Schornstein,
klappete mit der Haustür und strich rauschend
durch die Lüden im Garten, sprang aus Reiz
und sich über das Dach. Dann wieder stemmte
er sich gegen die verschmutzten Fensterscheiben,
daß sie knackten und fuhr zischend und pfei-
fend durch die moos- und lehmverstopften Bal-
koneugen. Ab und an sah der bleiche Mond
durch Fenster und sandte mattes, fahles Däm-
merlicht in die Stube.

Commerzeit

Die Luft ging durch die Felder,
die Aehren mochten laßt,
es rauschten leis die Wälder
so sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande,
als flöge sie nach Haus.
v. Eichendorff.

Da fühlte der Fiebernde, wie es ihm eifig-
kalt und bleischwer auf die Füße
kroch, wie es sich langsam und
leise immer höher hob, immer näher
kam. Er sah nichts, so sehr er auch die Augen
in die Finsternis bogte; er hörte nichts, so sehr
er sich mühte. Aber es kroch heran, kam nä-
her, immer näher.

In seiner ungeheuren Angst begann sein
Herz zu hämmern und zu klopfen, wie wild
pochte es drohend gegen die eingefallene,
hohle Brust; die Pulse, die wie Blattrippen auf
der verwelkten Haut lagen, weiteten und
streckten sich, es brauste und fauste in ihnen
wie im Rohrwerk einer Dampfmaschine, und
in den Schläfen hämmerte und bohrte es und
drohte sie zu sprengen.

Nur nicht hier sterben, den Leib andern über-
lassen, schrie es in ihm. Sinaus aus der Enge,
dem Elend, hinaus auf den Kirchhof, auf gehei-
ligten Boden, dort, wo die Maruschka schlief,
wo die Väter ruhen, wo die Raben horchten
und ewig schlafen!

Und in seiner maßlosen Angst stemmte er die
verklammten, fast erstarbten Glieder auf die
harte Unterlage, um sich zu erheben; — aber
sie verlagten den Dienst. Kalter Schweiß trat
auf seine Stirn.

Mit einer allerletzten Kraftanstrengung ver-
suchte er es noch einmal. Es gelang ihm wie-
der nicht. Weißer Schaum trat vor seine bläu-
lichen, gefurchten Lippen.

Da wälzte er sich an den Rand des Bette-
rums, um sich hinuntergleiten zu lassen. —
Nach unglücklichen Mühen gelang es ihm endlich,
er glitt hinab.

Aber die steifen Glieder und das geschwächte
Kreuz vermochten den Körper nicht mehr zu
stützen. Dumpf und schwer fiel er hinab, wie
ein altes Gerüst und rührte sich nicht mehr.
Ein paar Mal stöhnte er noch leise, dann war
er still, ganz still.

Da brach wieder der bleiche Mond durch
dunkle Wolkenmassen und schien auf sein altes
knöchernes Gesicht. Es war gelb und fahl wie
seine russische Heimat Erde. Und die weißen,
langen Haare erglänzten um seinen alten Kopf
wie ein Heiligenschein.

Staatsdenken

Von Richard von Schaukal.
Familie, Heimat, Stamm, Land, wozu sind die
natürlichen Grundbegriffe geistigen Volkstums.
Patriotismus, Politik, Politik, Politik.

Es sollte für den unabhängigen und gewis-
senhaften, den pflichtbewussten und besonnenen
Menschen, dem Zusammenhang mit der in sei-
nem Blut umflossenen Vergangenheit die un-
gebrochene Entschlossenheit verleiht, nur eine
Partei geben: die Gemeinschaft derer, die das
Vaterland lieben und es den Kindern erhalten
wollen.

Politik kriecht wie die Raupe auf dem Blatt
entlang, das ihr die Welt bedeutet. Staatsden-
ken überblickt wie der Adler auf den gebreite-
ten Flügeln ruhend aus der Höhe die Tiefe.

Am Ausguck

Das Problem des Fernsehens gelöst?
Einem englischen Erfinder, — sein Name ist
J. P. Baird, — ist es angeblich nach langjähri-
gen Versuchen gelungen, einen Fernseher zu
konstruieren, der genügend einfach ist, um in
der Praxis Anwendung finden zu können. Der
Apparat besteht auf der Sendeseite in einem
Glasgefäß, in dem sich eine chemische Flüssig-
keit befindet. Zwei haarfeine Drähte tauchen
in sie ein. Das Gas, das sich nicht anders als
eine sogenannte Kolloidzelle, die die Eigenschaft
besitzt, auf Lichtstrahlung sehr empfindlich zu
reagieren. Der zwischen den beiden Drähten

fließende elektrische Strom verändert sich je-
weils nach den optischen Einwirkungen, denen
die Zelle ausgesetzt wird. Die zu übermitteln-
den Bilder werden mit Hilfe eines Unterbre-
chers sozusagen in Punkte zerlegt. Der Emp-
fänger fängt die durch das Bild verursachten
Schwankungen der Sendewelle auf. Sie wer-
den dann über einen Verstärker geleitet, bis sie
imitierte sind, eine Neon-Lampe zu beeinflus-
sen. Die Lampe flackert in genauer Ueberein-
stimmung mit dem Rhythmus des Unterbre-
chers an der Sendestelle. Das Bild kommt also
punktweise an. Bei beweglichen Objekten muß
an der Sendestelle eine Reihe von rotierenden
Einzelbildern zwischen die Kolloidzelle und das zu
übermittelnde Objekt geschaltet werden. Eine
entsprechende Anordnung von Einzelfilm ist an der
Empfangsstelle erforderlich. Bei einer Vorfüh-
rung vor geladenen Gästen soll der Apparat
vollkommen exakt gearbeitet haben.

Recherchflug einer Brieftaube.

Ein New Yorker Brieftaubenzüchter machte
vor kurzem ein interessantes Experiment. Er
gab einer seiner Tauben den Kapitän eines
Dampfers mit und vereinbarte mit ihm, daß
die Taube in Freiheit gesetzt werden sollte,
sobald der Dampfer eine Entfernung von 1500
Kilometern von New York erreicht haben würde.
Dem entsprechend öffnete der Kapitän den Kä-
fig der Taube, als sein Schiff die genannte
Entfernung zwischen sich und den Hafen von
New York gelegt hatte. Die Taube erreichte in
nur stark erschöpft, aber trotzdem verblü-
ndungsgutem Zustand ihr New Yorker Heim,
und zwar nach erstaunlich kurzer Zeit. Sie muß
eine Durchschnittsgeschwindigkeit von nahezu
100 Kilometern in der Stunde entfaltet haben.

Die Briefmarkenfabrik der Vereinigten Staaten.

In den staatlichen Gravurwerkstätten von
Washington werden täglich nicht weniger als
rund 44 Millionen Briefmarken hergestellt.
Die Tagesproduktion dieser Markenfabrik in
eine Reihe nebeneinander gelegt, würde eine
Markenkette von nicht weniger als ca. 1100
Kilometern darstellen. Verbrauch werden jähr-
lich ungefähr 220 000 Kilo Papier, 280 000 Kilo
Farbe und zum Gummiieren ca. 210 000 Kilogr.
Gummi. Der Nominalwert der in einem Jahre
hergestellten Postwertzeichen beträgt mehr als
3500 Millionen Dollar. In den Büros, Ver-
stärkungen und Magazine dieser Fabrik arbeiten
ständig 700 Männer und Frauen. Wenn man
nun noch die Tausende von Menschen dazu-
zählt, die mit der Herstellung des Papiers, der
Farbe und des Gummi beschäftigt sind, kommt
man zu einer ganz stattlichen Arbeitsarmee, de-
nen die Briefmarke Beschäftigung und Erwerb
bietet.

Die versiegende Tanzwelt.

Es gab in Deutschland Monate, man kann
sagen fünf Jahre, in denen sich der Tanz wie
eine Seuche ausbreitete. Wenn man irgendwo
Musik hörte, sah man auch tanzen. Auf dem
kleinsten Platz, in den engsten Gängen, sogar
dort wurde getanzt, wo sich zwei Tänzer eben
nur drehen konnten. Getanzt wurde nach jeder
Musik, nach jedem Rhythmus, und getanzt
wurde dabei fast immer das gleiche: eine Abart
von Fox-Trot und Boston, denn auch diese
Tänze richtig zu tanzen, war den meisten nicht
gegeben. Ob es die Folge des polizeilichen Ver-
botes ist, daß nur an bestimmten Tagen und
zu bestimmten Stunden getanzt werden darf
oder ob — was man mit Recht annimmt —
sich der Tanz überlebt hat, weiß man nicht. Ge-
benfalls fällt dem, der plötzlich wieder Lokale
aufsucht, wo er früher nur Tanz und nichts als
Tanz sah, die Tanzlosigkeit auf. Früher konnte
in Berlin kein Lokal bestehen, wenn in ihm
nicht getanzt wurde. Heute gehen die wenig-
sten in die Lokale, wo noch offiziell getanzt
wird. Und die goldene Zeit der Tanzlehrer ist
denn auch vorbei. Man unterhielt sich auf dem
deutschen Tanzlehrertag in Erfurt mit Recht
über diese Frage und suchte nach Mitteln, den
Tanz wieder zu beleben. Es wurde der Ver-
sammlung eine große Reihe neuer Tänze vor-
geführt, neue Bosons und Fox-Trots, eine
Tanzart und eine Quadrilleform, die an frü-
here Zeiten erinnert. Das sollten die Tänze des
kommenden Winters sein. Es steht aber zu be-
zweifeln, daß auch diese Tänze die Tanzwelt
nicht mehr heben werden. Man hat heute be-
reits Abneigung genug gefunden in dem Sport,
den sich jetzt diejenigen, die überall herumhüpf-
ten, zuwenden und der angesehen mehr be-
friedigt. Der Tanz wird so allmählich wieder
zu einer festlichen Erscheinung werden.

Druck und Verlag: P. A. Gatz, Altena.
Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena.



Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 28

Donnerstag, 13. August

1925

Ernst von Bandel

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Tief ging die Sonne in den blauroteten
Wipfeln hinter Detmold, und aus dem leise ein-
dunkelnden Tal kam kaum noch ein Laut. Nur
manchmal hob sich eine späte Vogelstimme und
griff müde in den Abend. Dann war es still.

Ernst von Bandel lehnte sich zurück und ließ
die Hand von dem ihm letzten Rot fast feurig
schimmernden Haar der Enkelin gleiten, die ne-
ben ihm auf der Bank am Hange der Groten-
burg saß. Wie wohl diese Ruhe tat! Am Nach-
mittage, gleich nach dem Kaffee, hatte man ihn
oben liebevoll-freundlich fortgeführt, und er
war gern gegangen. Die Höhe um sein Denk-
mal kribbelte seit Wochen, und unaufhörlich
quoll das Leben, seitdem der Tag der Weihe
endgültig festgesetzt war und Gerüst um Ge-
rüst aufwuchs, den Kaiser und die andern Für-
sten und mit ihnen die Scharen Volks aufzu-
nehmen. Nachdem Kopf und Helmflügel auf-
gesetzt waren und langsam die Stützen entfernt
werden konnten, deren kunstvolles Gefüge der
Hannoversche Architekt- und Ingenieurver-
ein, dem er die Pläne vorgelegt, aufs höchste
gepriesen, hatte er oben in seiner Vorkühn-
te, in der er seit dem Sommer des Friedensjahres
haufte, auf tausend Fragen tausend Antwor-
ten geben müssen. Und er mochte nicht abla-
gen, denn wie mancher war dabei, der kräftig
mit Geld und Wort das Werk gefördert hatte!

Der Herrmann! Wie lange war das her, daß
ihn der Gedanke zum erstenmal befiel! Ge-
stern hatten sie eine alte Bäuerin herausge-
schleppt, die nicht glauben wollte, daß er der
sei, der in den vierzig Jahren tagtäglich Jahr
auf Jahr auf diesen heiligen Berg gestiegen.
„Nei, Herr, de Bandel is lang todt!“ Weit
ging sein Erinnern zurück. 1819 war es ge-
wesen, als er die ersten Skizzen kauf, brennen-
der Scham voll über die kleinliche Regierung,
um die sechs Jahre früher ein großes Volk in
den Tod gegangen war, Einheit und Freiheit
auf den Lippen. Das Wartburg-Fest. „Wir
hätten gebaut ein stattliches Haus“ — und
dann Karlsbad!

Ingrimmig krampte sich die rauhe Hand,
und war doch schon alles lange vergangen. Alle
hatten damals abgeraten, mancher sogar auf
Väterlichen Argwohn gewiesen. Nur einer
stand unentwegt zu ihm: Hans Ferdinand Wag-
mann.

München! Wie hatte er sich gegen die An-
tike und ebenso gegen die blasser Romantik ge-
stemmt! Sein Aufbruch über deutsche Art und
Kunst hatte damals manchen geärgert, am mei-
sten den König, dem er die griechische Wallyalla
mit ihren eleganten französischen Viktorien und
all sein epigonales Getue vorwarf. Und doch
war er glücklich in den regnerischen Abends-
tagen sechs Jahre früher durch die Porta del
Popolo in die ewige Stadt gezogen und hatte
niemals ganz den Weg aus den Säulen der An-
tike in seinen deutschen Wald finden können.
Stärker als sein Können, das hatte er langsam
eingesehen, war sein Wollen; aber einmal war
es Kunst geworden. Und das schenkte er mor-
gen dem Volke. München hatte er damals auf-
gegeben, um in Berlin Realismus zu gefun-
den, und, näher dem Lande seines Herden, Bo-
den zu gewinnen für das Werk, das aus aller
Zerrissenheit der Zeit hinstehen sollte auf ein-
stige Kraftvoll zusammengegriffene Tat und die
Leiden habenden Unfriedens; das Glauben
wecken sollte an die ewigen Ziele Deutschlands.

Vor neununddreißig Jahren hatte er, von
Zielefeld kommend, zum erstenmal hier oben
gemessen; zehn Jahre später stand nach zähen
Kämpfen um Geld und Liebe der zehnjährige
Unterbau. Dann kam 48. Und nach 64 und 68
hatte man kein Geld mehr für ihn, bis endlich

Zur Fünfzigjahrfeier des Hermannsdenkmals

Eine Erinnerung.

Einmal noch, zum letzten Male,
stieg ich aus dem Westfale
durch die Wälder gipfelwärts.
Einmal noch im Abendstrahl
weilte ich die Opferstühle,
Seldenbild von deutschem Erz!

Immer höher, immer freier
hob sich aus dem grünen Schleier
deutsches Glaubens Wunderwerk.
Schweigend weicht der lauten Feier;
helle Stimmen — Klang der Fei-
deutscher Jugend steigt zu Berg!

Und sie singen alle, alle
wie mit Einer Stimme Schalle,
ihren Helden zugewandt:
Blick' aus deiner Himmelschalle,
Blick' auf dein deutsches Vaterland!

Eine Wallfahrt sich gebreitet,
die ein Nachgepfeif durchschreitet:
deinen Blick erschreckt es nicht.
Wenn er hell herniederleitet,
in den jungen Herzen streitet
fröher Glaube an das Licht.

Leuchten sich die heißen Eichen,
alter Größe Siegeszeichen,
deiner Hochtat Flammenhaar!
Wie sie dämmern und verbleichen
sah die Nacht vorüberstreichen,
und am Schwert erglüht der Tag!

Immer wieder blüht der Flieder,
immer wieder klingen Lieder,
wieder schlägt das deutsche Herz.
Lagen wir auch tief darnieder,
immer wieder, immer wieder
führt dein Geist uns gipfelwärts!

Hans von Bologn.

Die Sonne war erloschen, und über den fer-
nen, reinlichen Rücken kam der Mond hoch
und lag ruhig und groß im immer tiefer auf-
glänzenden Blau. Das Heidekraut knisterte
unter ihren Schritten. Dann rollte in der
Ferne ein Zug, es klang wie dumpfes Ge-
brause vieler Menschen hinterdrein.

An der Wegbiegung scholl Stimmengemirr
hoch. Sie traten zurück ins Dunkle. Kind auf
Kind, die Lehrer dazwischen; eine Schule der
Umgebung zog Detmold zu. Da plötzlich ein
Vieh, hell, klar und voll aufwühlend Jodel:
Ich hab' mich ergeben
mit Herz und mit Hand
dir, Land voll Vieh- und Leben
mein deutsches Vaterland!

Ernst von Bandel lehnte das Haupt an den
Stamm und weinte. Grüfte taten sich auf, und
unabsehbar wuchs der Chor der Toten, die um
das Reich gelitten, das der greise Kaiser, der
soeben in der Stadt angekommen war, aus dem
Traum eisiger Winternächte in den prangen-
den Frühlingssorgen gebracht hatte. Die von
Leipzig und Waterloo, von Düppel und König-
grätz, von Sedan und Paris und die aus Ker-
ker und Verbannung vormärzlicher Tage hoben
die Stirnen, umbraut von den flügelnden
Rhythmen des Viebes, das einst Bandels getreu
ster Mannung gefungen. Und es war ein
Deutschland, und seine Jugend stand schirmend
in gezügelter Kraft um den Bau, in dem sein
Herz mehr hineinregnete.

Unten rief immer lauter die fernde Menge.
Fackelfeuer glühte heraus. Oben aber klag
langsam der Hermann aus den schwarzen, über-
silberten Tannen und wuchs feierlich in die
Nacht. Sterne traten hell und hell aus dem
Blau, und über die begenden Wipfel kam
manchmal das schwere Rauschen der Fahnen.

Ein Einsamer sprach mit Gott. Dann ging er
stark und stark in seine Hütte. Keine folgte
ihm das Mädchen.
Feller wurde der Himmel, und die Hüfte
sangen, in denen er am alten Arbeitstisch über
die Germania des Tacitus sah und seinen Tag
erwartete. Hoch hob Hermann das Schwert,
und sein Fuß trat verächtlich auf feindliche Ru-
tenbündel.

Das „Zweite Gesicht“ in Westfalen

Von Bruno Grabinski-Merlino i. W.

Westfalen ist das Land des Spuk und der
Vorgeschichte, sagt schon Schöding, und mit
Recht. Denn unter den Wäldern und Gegen-
den, wo das Zweite Gesicht in besonderem
Maße beobachtet worden, nimmt einen entsetz-
lichen hervorragenden Platz, in Deutschland den
ersten, das Land des weißen Sachsentums, jene
vielerborene rote Erde ein, auf deren Scholle
der Dreizehnlindendichter fand, was er suchte;
Blasse, blonde, stille Menschen,
Träumerische, ahnungsreiche —
Nächtlich flattern Geisterhemden
Durch die Heide, um Moor und Teiche.

In der Tat: neben Schottland ist das alte
Westfalen, das schon ein Humanist des 16. Jahr-
hunderts „die Heimat der Geister“ genannt, das
klassische Land dieser wunderbaren Erscheinung.
Die eigentlichen Stätten der „Vorgeschichte“ sind
hier das moosgrüne, gebirgige Sauerland, d. h.
das alte kurkölnische Westfalen südlich von
Lippe und Soest, sowie das raumreiche,
heiderische Münsterland. Nur wer selber ein
Kind der westfälischen, ehrwürdigen Gedächtnis-
stunde, vermag das Ainen und Wesen ihres Gei-
stes zu spüren.

Man muß, sagt Levin Schöding, „auf dem
Heiden Westfalens tagelang selber umherge-
schweift Stundenlang auf einem seiner Stämme

größer sinnend gefessen und der Trauen Un-
endlichkeit mit den Blicken nach oben zu ha-
ben, um ganz empfinden zu können, wie eine
solche Umgebung dem Gemüte eine entschie-
dene Richtung in seine eigene Tiefe gibt. Und so ist
ein fast träumerisch gemütreiches nach innen
gekehrtes Denken und Denken, sowie eine ern-
ste, ihre eigenen Wege ziehende Betrachtung der
Welt Dinge von einer nüchternen, geregelten Le-
bensweise umflossen, zumal bei der eingeseffe-
nen Landbevölkerung von Mitteldeutschland noch
immer viel zu finden. Gar wenig Neues tritt
in ihren Kreis, und so ist das Alte, das Ueber-
lieferte, ihr ewig geworden und heilig. Das
ist der Einfluss einer über Berg und Ebene, über
Hügel und Heide still gelagerten Natur, der
Geist der Einsamkeit und das Wesen eines ab-
geschiedenen Tagewerks: günstige Bedingungen
für das Wachen der Borgehänge. — Zur Bon-
sen, der bekannte westfälische Verfasser der viel
gelesenen Schrift „Das zweite Gesicht“ nennt
dieses Gesicht „eine zum Wilde gestaltete Ab-
nung“ und dürfte damit wohl die treffendste Er-
klärung liefern.

Bekannte Seher in Westfalen, von denen es
zu allen Zeiten eine ganze Anzahl gab, waren
u. a. der „Meulen Bernd“ in Münsterland, ein
gewisser „Wickenhies“ (Wahrer-Matthias),
Heidel Dietrich, gen. Jäpper in Deiningen-
hausen bei Mende, gest. 1833, Peter Schlin-
ker aus Meschede, der sog. „Junge von Ellen“,
ein einäugiger Bauer am Dorfe Ellen bei Pa-
derborn, der Köhler Johannes Willecke bei
Sundern, gest. 1860, Rath, Troste in Grasshof
bei Schmallenberg, Bernhard Heinrich Widen-
haus in Hammeln bei Hahns, der u. a. den Brand
der Stadt Ahaus voraus sagte, Knipar Todt in
Wamel bei Korbach, Landwirt Adam Grä-
gen, Wisse in Drüggele a. d. Har, gest. 1890,
Johann Hülsmann zu Kersfeld bei Dülmen,
Bernhard Zeemann in Mischeberg, gest. 1906
und andere mehr. In den letzten zwanzig Jah-
ren sind vor allem eine ganze Anzahl den ge-
bildeten Ständen angehörnde Seher festge-
stellt worden, wie ja auch der Dreizehnlinden-
dichter, der prakt. Arzt Dr. Wilhelm Heber, ein
Westfale, mit dem Zweiten Gesicht behaftet
war.

Seitdem ich in Westfalen ansässig bin, ist es
mir gelungen, ebenfalls verschiedene „Ephe-
meren“ zu ermitteln und kennen zu lernen.
Daran ist ein Lehrer und eine auf dem Lande
wohnende Dame. „Das zweite Gesicht“, schrieb
mir diese einmal, „ist ein feistliches, ein geis-
tiges Schauen. Man meint freilich, den Vorgang
mit leiblichem Auge wahrzunehmen, und dem-
noch ist es nicht so, denn sobald man das Bild
mit größerer Aufmerksamkeit betrachten will,
ist es verschwunden. Die glücklichsten Menschen
sind es nicht, das kann man mir glauben. Es
sind nach meiner Meinung sehr feinfühlig, tief-
empfindende Menschen. Durch die Ahnungen
und Gesichte verdoppelt sich der Schmerz, den
man empfindet, weil man das Unglück schon
vorher beklagen muß und nachher, wenn es
wirklich eintritt, noch einmal.“

Die betreffende Dame erzählte mir u. a. fol-
gendes Erlebnis: „Es sei auf dem Wege in die
elterliche Wohnung begriffen gewesen. „Der
Rückweg führte mich“, berichtete sie weiter,
„durch ein romantisch schönes Tal (das Sömmel-
tal im Kreise Iserlohn), in welchem ein paar hun-
dert Männer in den dort angelegten Steinbrü-
chen arbeiteten. Es war gegen Mittag. Die
Sonne prallte gegen die mächtigen, weißgelän-
denden Felsen. Ein großes Weib durchzog
meine Seele, als ich auf die Männer blickte, die
in lebensgefährlicher Höhe, dem Sonnenbrande
ausgesetzt, das Bohren in das Gestein stießen.
Das war eine mühselige, schweißtreibende Ar-
beit. In ernste Gedanken verloren, schritt ich
langsam weiter, die Augen auf die Arbeiter ge-
richtet. Um dieenden waren sie mit einem
Strick umgürtet, der mit dem anderen Ende an
einem Baum befestigt war. Da plötzlich, es
war wie ein Blitz, sah ich einen Mann abstür-
zen. „O Gott!“ schrie ich auf und preßte die
Hände gegen die Brust. Wie angewurzelt blieb
ich einige Augenblicke auf der staubigen Land-
straße stehen und starrte nach der Unglücksstelle.
Allein — der Mann stand ruhig da und hand-
habte das Brechstein nach wie vor, und auch die
anderen Arbeiter waren noch an ihren Plätzen.
Zu Hause angelangt, ging ich zur Mutter und
meldete ihr das bevorstehende Unglück. Eine
innere Bedrängnis überfiel mich und wurde so
groß, daß ich heftig weinte. Gegen fünf Uhr
wurde es mir besser, und ich sagte zur Mutter:
„Geht es vorüber!“ Eine halbe Stunde spä-
ter kamen Arbeiter aus den Steinbrüchen und
berichteten, daß ein Unglück geschehen sei. Ein
Arbeitsgenosse, ein Oesterreicher, war kurz vor
fünf Uhr abgestürzt und bald darauf gestorben.“
Es sind Fälle bezeugt, in denen man ver-
suchte, das Eintreten des vorgeschauten Ereig-
nisses zu verhindern, und gerade diese Versuche

Bauernart

Unser die Erde. Wir bauen das Feld,
Wir sind uns eigene Herren,
Und was die harte Faust nicht hält,
Das mißt sie ebenso gern.

Und eine Hütte ist uns Haus,
Büchle dich, willst du hinein!
Doch auch kein Fremder treibt uns aus,
Steht fest wie aus Quaderstein.

Ein kernhaft Weib und eine Schar
Halbflügge, hirschenrot,
Kühn, hart, mit windzerzaustem Haar,
Lims Künft'ge hat's nicht Not.

Wir sind uns Herrn, und so ist's recht,
Wir haben Nacken von Stahl.
Ein raub Geschlecht und keines Knecht,
Gesegnet tausendmal.

Gustav Schüler.

Zur Verhinderung trugen zur restlosen Erfül-
lung des Gesichtes bei. Schopenhauer sagt dar-
über: „Am auffallendsten ist die empirische Theo-
rie der strengen Notwendigkeit alles Geschehen-
den beim Zweiten Gesicht. Denn das vermöge
deselben oft lange vorher Verkündete sehen
wir nochmals genau und mit allen Nebenum-
ständen, wie sie angegeben waren, eintreten, so-
gar dann, wenn man sich absichtlich und auf alle
Weise bemüht hatte, es zu hintertreiben oder
die eintreffende Begebenheit wenigstens in ir-
gend einem Nebenumstande von der mitgeteilten
Vision abzuweichen zu machen; aber stets vergeb-
lich, indem gerade das, was das Verkündete
bereiten sollte, allemal es herbeizuführen ge-
dient hat.“

Vor kurzem hat Prof. zur Bonse-Münster
eine weitere Schrift unter dem Titel „Neuere
Vorgeschichte, 13 Selbstgespräche aus der Gegen-
wart“, veröffentlicht, in der er sehr interessante
Fälle des Zweiten Gesichtes bekannt gibt; diese
Berichte sind besonders wertvoll, weil es sich bei
Sehern fast durchweg um gebildete Persönlich-
keiten handelt. Er schreibt darin u. a.: „Ein
bemerkenswerter Beleg für das Vorherwissen
eines Todesfalles, der außerhalb des Bereiches
der Wahrscheinlichkeit eintritt, hat dem Her-
ausgeber auch aus der nächsten Umgebung des
verstorbenen Kardinal-Erzbischofs von Hart-
mann in Köln vorgelegen. In dem am 27. De-
zember 1919 geschriebenen Bericht heißt es fol-
gendermaßen:

„So. Eminenz erhielten im Laufe des Som-
mers (1919) einen Brief, ich glaube aus West-
falen, der wörtlich ungefähr so lautete: „Ich
habe das Zweite Gesicht. Eminenz werden in
diesem Jahre sterben. Und das ist gut für Sie,
denn sonst würden die Franzosen (!) Sie ver-
treiben.“

Kardinal v. Hartmann starb bekanntlich nach
einer Krankheit von nur wenigen Tagen am 11.
November 1919. Gerüchte, daß das Verbleiben
des patriotischen Kirchenfürsten in Köln zuletzt
bedeutend gewesen, sind anlässlich seines Todes
in der Tat laut geworden.“

Das zweite Gesicht tritt indessen auch in wie-
len Fällen bei einfachen, den unteren Schichten
angehörnden Leuten, namentlich bei der Land-
bevölkerung auf. Besonders häufig ist es bei
Schäfern. „Halt du schon mal“, schreibt J.
Wormsfall, „einen solchen, mit allen Fasern sei-
nes engen Daseins in der Scholle der roten
Erde wurzelnden Mann da draußen beobachtet
auf einsamer Flur? Hast du gesehen, wie er, auf
einen Schuppenstab gelehnt, inmitten seiner
weidenden Herde wie versunken in die Ferne
starrt und seinen Blick an den Horizont heftet,
wo über Busch und Baum der Kirchturm seines
Heimatdorfes in den dämmernden Abend em-
porragt?“

„Da steht der Schäfer wie im Traum,
Er schaut die Schlächt am Birkenbaum...“

Kraftquellen in der Natur

Von Ingenieur Constantin Redlich, Frank-
furt a. M.

Bis vor gar nicht so langer Zeit fand man
sich — sogar in Fachkreisen — bemüht, aller-
lei weitverbreiteten Ideen genialer Erfin-
der mitleidig zu belächeln, sie in das Reich des
unausführbar Phantastischen zu verweisen,
oder auch als „praktisch nicht diskutierbare
technische Träume“ kurzweilig abzulehnen.
Man ahnte aber auch damals verständlicher-
weise noch nicht, welchen Aufschwung unsere
Technik innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit,
in wenigen Jahren, nehmen würde, mit welcher

Raschheit geeignete Hilfsmittel in einer vollstän-
digen Gebrauchsfähigkeit sich entwickeln. Dem
gelehrigen Forscher und Vorkämpfer für die
Benützung natürlicher Kraftquellen höchst
nützlich sein würden.

Seute dürfte sich das vormalig überlegene
Lächeln jener verstockten Zweifler in ein
staunendes Verwundern verwandeln, wenn
man erfährt, daß in aller Stille nacheinander
eine Anzahl großartiger Versuche gelungen sind,
jene phantastischen Gedanken nicht nur an die
Grenze des Möglichen zu bringen, sondern
diese zu überschreiten und sogar schon einige
Ideen zu verwirklichen, auf Grund solcher Er-
folge außerdem zu neuen kühnen Schritten
zu gelangen und folgende Wege zu vollkom-
mener Tat zu ebnen und vorzubereiten. Die
Ausführbarkeit vorgenannter Gedanken dürfte
einzig nur noch eine Zeit- und Kapitalfrage
sein.

Um nun eins dieser leghin durchgeführten
Projekte näher zu beleuchten, sei auf die tat-
sächliche Möglichkeit der Ausnutzung der
Erde wärme hingewiesen. Bisherige wohl-
gelungene Versuche bestätigen nämlich die An-
nahme, daß eine praktische Verwendung dieser
natürlichen Kraftquelle nach Ueberwindung
gewisser technischer Schwierigkeiten ohne weite-
res verwirklicht werden könne, nebenbei so-
gar noch eine Reihe wertvoller Stoffe gewon-
nen würden, die wir für allerlei Zwecke drin-
gend benötigen.

Bekanntlich nimmt die Wärmtemperatur
gewöhnlich auf 30 bis 35 Meter Tiefe um 1 Grad
Celsius zu, bedeutend jedoch in der Nähe von
Vulkanen. Diesen Umstand ins Auge fassend,
errichtete man vor kurzem in der Nähe des
Boschus ein Kraftwerk zur Ausnutzung der hei-
ßen Quellen und Dämpfe und wurde in seinen
Erwartungen nicht getäuscht. Es gelang unter
Benutzung aller Sicherheits- und sonstiger
Vorrichtungen, die gewonnene Wärmeenergie
vermehren zu übertragen, daß man damit eine
statische Reihe verschiedenartiger Maschinen
für industrielle Zwecke treibt, darunter solche
für Stromerzeugung, Wasserförderung sowie
Antriebsmechanismen zur Verarbeitung gewer-
blicher Produkte.

Über nicht nur handelt es sich um die Wär-
meausnutzung allein, sondern, wie schon oben
gesagt, um eine Gewinnung mancherlei wert-
voller Stoffe: die aufgefundenen, mit vielerlei
Beimengungen durchsetzten heißen Gase unter-
zieht man einer Trennung, wobei Vorflure,
Schwefelsäure, vor allen Dingen jedoch hoch-
wertiges Ammoniak und das künftlich nur
äußerst schwierig unter ungeheuren Kosten her-
zuführende Helium, als ideale Füllmasse un-
serer Wiesenluftschiffe.

Sofort nach Bekanntwerden aller dieser Aus-
beutungsmöglichkeiten griffen auch die Eng-
länder und Amerikaner diesen Gedanken auf,
um ihn kurzweg in die Tat umzusetzen.
Unter Zuhilfenahme aller neuzeitlicher Ge-
räte und Werkzeuge, darunter eines giganti-
schen Gesteinsbohrers von 40 Zentimeter Durch-
messer und enormem Gewicht, der in rasch dreh-
ender Bewegung aus Turmhöhe herabdröh-
end, dringt man in einigen Monaten weit in
die Epidermis der Erde hinein und verursacht
einen wenn auch nur verhältnismäßig winzi-
gen, jedoch für gedachte Zwecke genügenden,
beheizbaren, künstlichen Vulkanausbruch.
Die austretenden Dämpfe werden durch gleich-
zeitig eingeführte Rohre abgefangen und den
Verwendungszwecken zugeführt, und zwar ge-
winnt man heute schon auf diese Weise in
einem einzigen Bohrloch in Vorderello etwa
14 000 Kilogramm Dampf in der Stunde.

In Amerika ist man dazu übergegangen, rie-
sige unterirdische Wasserbehälter anzulegen,
auf die man die Erdwärme wirken läßt. Der
hier unmittelbar entwickelte Heißdampf
steigt in dazu geeigneten Röhren in die Höhe
und treibt gewaltige mit Dynamomaschinen ge-
kuppelte Turbinen zur Stromerzeugung, wo-
bei eine Energie von 4000 Volt Spannung ge-
wonnen wird, durch Umformer auf 36 000 Volt
erhöht.

Das diese (theoretisch) völlig kostenlose
Kraftzufuhr für das gesamte Wirtschaftsleben
zu bedeuten hat, ist kaum auszusprechen. Nach
allen Richtungen hin eröffnen sich hier nie ge-
ahnte Möglichkeiten zur verbilligten Kraftzu-
fuhr, gleichzeitig zur Erparnis namhafter ma-
terieller Werte und physischer Kraftleistung,
wobei in erster Linie an einen ganzlichen Fort-
schritt der ebenso verschiedenartigen, sowie künf-
tig widerstandsfähigeren Kohlenfue-
rung gedacht werden soll. Elektrische Energie
zu allen — erdenklichen Zwecken benutzt
werden, zum Antrieb von Maschinen sowohl,
als auch zum Kochen, Heizen, Beleuchten, zur
Fortbewegung von Fahrzeugen und zum An-
trieb von Förderungsanlagen, ganz abgesehen
von ihrer drahtlosen Uebertragungs- und

lichtheit, einer Anwendung, an deren Anfängen
wir erst noch stehen.

Sind jedoch die der Ausbreitung elektrischer
Energiequellen noch entgegen-
stehenden Schwierigkeiten zum größten Teile
überwunden, gelingt es uns erst, auf geeignete
Weise den Kraftstrom drahtlos belie-
big weiterzuleiten, dann wird der von
allen Kulturvölkern so heiß ersehnte Zeitpunkt
eintreten, da wir unsere Schiffe, Flugzeuge
und die mit dem idealen Antriebsmittel Helium
gefüllten Luftschiffe aus diesem natürlichen
und unererschöpflichen Reservoir unseres
irdischen Planeten speisen, das letzte Glied der
ersten Kette zur praktischen Ausnutzung einer
bisher unüberwindlich geltenden Naturkraft
eingefügt werden kann, der lange gesuchte
Schlüssel zum Ausbau idealer Zukunft ge-
funden wurde.

Scheinbar führt nur ein kurzer Weg von der
hier entdeckten Kraft- und Stoffquelle zur Ver-
wendungsstelle, doch welche Aufwendung von
Energie, Geist und allerlei Opfern gehörten zu
seinem endgültigen Ausbau!

Hoffen wir, daß diese beispiellosen Erfolge
kühner Pioniere neuerzeitlicher Zivilisation aller-
orten die gebührende Anerkennung finden, sie
weiter anspornen zu menschheitsbeglückenden
Tat, diese nicht immer wieder durch boshafte
Kritiken gewisser „Autoritäten vom Fach“,
durch ebenso unliebsame, wie hemmende und
auch widerwärtige Anzweiflungen herabgewür-
digt werden.

Frei entfalte sich der kühn zur Höhe strebende
Geist, umschalte aller kleinsten und äußer-
st kindlichen Anforderungen verächtlicher Nober!
Die Technik bedarf unbehinderten Raumes und
gründlichster Bewegungsfreiheit zur Entfal-
tung phantastischer Pläne. Jegliche Seemann-
in Bord oder Tat bedeutet ein Verbrechen an
einer von unüberwindlichem Lebenswillen
überaus erfüllten um Aufstieg und Sonnenlicht
kämpfenden Menschheit.

Aus der Werkstatt des Motorfluges

Herbstliche Landschaft. Im Morgengrauen
arbeitet, in der Kühle des jungen Tages, zwi-
schen steigenden Nebeln sich ratternd ein Mo-
torflug durch aufgewühlte braune Schollen.
Ein selbstloser Anblick: die stampfende Maschine,
die in der herbstlichen Stille des Morgens über
den Ackerbruch eilt, mit spielerischer Gewalt die
Erde aufreißt, in elegantesten Wendungen an den
Enden der Furchen kehrt und ihre Arbeit von
neuem beginnt. Der kleine Motorflug der
Stoß-Motoren-Fabrik bewältigt in achtstündi-
gem Arbeitstage acht, der größere in der glei-
chen Zeit zwanzig Morgen, die Technik steht in
der Landwirtschaft erst am Anfang einer Ent-
wicklung, die dahin strebt, mehr und mehr das
Tier durch den Motor zu ersetzen.

Im Südosten Berlins an der Spree liegt, ein-
geheilt von grauen hohen Hinterhäusern, ein
Teil der großen Fabrikanlagen, aus denen diese
Motore durch Europa hin verstreut werden. Die
Stoß-Fabrik stellt außer den beiden Modellen
ihres Motorfluges nur ein Motorradmodell
her, die ganze Tätigkeit eines großen Appa-
rates ist also auf die Herstellung weniger Typen
konzentriert, eine Serienfabrikation größten
Stils, die eine außerordentliche Präzision und
Willigkeit der Ausführung gewährleistet.

Man kann stundenlang durch die Anlagen in
der Köpenickerstraße wandern, ohne doch mehr
als nur einen Teil des großen Betriebes zu se-
hen. Sämtliche Teile, die für die Stoß-Moto-
rader und -pflüge gebraucht werden, werden
hier hergestellt. Die Werkzeugmaschine in
mannigfaltigster Form triumphiert: sie feilt und
schleift, sie bohrt und windet; Schrauben ent-
stehen und Zahnräder, einfache und konische, in
vorbereitete Platten werden Löcher gestochen
und gehöhrt, Lager höhlen sich aus, über die
stählernen Bohrer strömt unablässig kühle Jü-
gigkeit, und doch sprüht es golden und silbernen
von glühenden Eisenteilen. Das amerikanische
System der Taylorisierung, nach dem jeder Ar-
beiter stets die gleiche Maschine bedient und in
wenigen Handgriffen die möglichste Fertigkeit
und Geschwindigkeit erwerben kann, ist hier
nahezu vollkommen durchgeführt. Ein Teil
der Modelle fügt sich zum nächsten, in lang-
samem Aufbau wandert der Motor, immer
mehr vervollständigt, durch die einzelnen Abtei-
lungen der Gebäude, bis er als ein Ganzes zur
Montage da steht.

Diese Maschinen werden auf Motordampfern
die Spree entlang befördert zur zweiten Abtei-
lung der Stoß-Fabrik, den Anlagen in Nie-
derhöfenstraße.

Hier geht der Betrieb auf ausgedehntem
Terrain weitläufiger und größerer vor sich

Verlorene Heimat

Liegt ein Bauernhaus am Wegesrand,
weit streckt sich das sommerliche Land.
Mittag ist's. Es ruht das Halmenheer,
Bienensummen jitters drüber her.

Und es fliehet vom Dorf ein Glockenlaut
über Korn und Wiese, Wald und Kraut.

Manchmal weht ein warmer Roggenhauch
segnend durch die flimmerhelle Luft.

Und ich hör' am leisen Glockenläuten
meine Väter durch die Felder schreiten.

Stille nun, es rauscht das Lindenlaub
und ich wandre durch den Straßenstaub.

Ludwig Baete.

Hier strömt die Blut gewaltiger Dämonen in ge-
schwärmte Räume, gepreßte Flammen lodern
blutig aus lebenden Mäulern, hier bilden sich
jene romantischen Gruppen schwarzer Arbeiter
vor heißem rotem Dampfen, die immer die
Erinnerung an Menzels „Eisemalwerk“ er-
wecken. Glühende Eisenteile werden aus dem
Feuerofen gezerrt, mit unerbittlicher Bucht
inromeln gewaltige Eisenblechblätter auf sie
nieder, mit bestaunenswerthem Feingefühl für
die Kraft und Wirkung eines Schlags dreht
und wendet der Arbeiter das Eisen unter den
schüttelnden Schlägen, paßt es in die fertige
Form, und siehe, die vorgeschriebene Stärke
und Krümmung des Modells ist erreicht. Man-
nigfach wechseln in den heißen, lärmenden, von
immerwährendem stampfenden Dröhnen er-
schütterten Räumen die Arbeitsweisen: eine
Maschine preßt aus Blechplatten die ovalen
Schalen der Benzinbehälter, eine andere
schneidet durch elektrischen Lichtbogen mit der
Genauigkeit einer Laufbahn dicke Eisenteile
durch, unendlich furt es in der Halle, in der
die Motore ausgeprobt werden.

In größter Anschließlichkeit kann hier auch
der Werdegang eines Stoß-Motorrades ver-
folgt werden. Auf einer Gleisbahn, die sich
durch die Werkstatt einer gewaltigen Halle
schlingt, bewegen sich die langsam vervollstän-
digten Räder hindurch; jeder der Arbeiter fügt
dem fertigen ein neues Teil hinzu, der eine die
Pedale, ein anderer die Lenkstange, ein dritter
die Beleuchtung, wieder andere reinigen die
Fabrikate und andere heben sie auf die Bahn-
wagen, die schon bereit stehen, die Räder in die
Verkaufsstellen zu befördern.

Durch diese zweckmäßige Amerikanisierung
des Produktionsganges werden jetzt in den
Stoß-Fabriken etwa täglich fünfzig Räder, drei-
große und vier kleine Motorflüge hergestellt,
da aber durch die Zusammenlegung der Ar-
beitsgänge die Leistungsfähigkeit der Fabrik
noch gesteigert werden soll, rechnet man damit,
in kurzer Zeit täglich etwa hundert Motorräder
herauszubringen.

Der Kampf ums Dasein in der Natur

Von Walter Schumann, Berlin.

Die Erntezeit ist da. Des Schnitters scharf-
geschliffenes Sensenschwert singt auf den Fel-
den das eiserne Lied von Tod und Sterben.
Auf den Wiesen weiden Kühe, zermahlen mit
scharfen Raumerzeugnissen unzähliges Pflanzen-
leben. Reich und Tier haben der Natur den
Kampf angefaßt, vernichten alles, was ihnen
nahrungsmittel erscheint. Sie mordern mit größter
Zähigkeit, Erbitterung und Grausamkeit. Al-
lein, es gibt Ausnahmen, doch auch Taten der
Gerechtigkeit, Mitleid und Menschenliebe. Die
Blumen werden von alt und jung hoch verehrt
und gepiegt, man läßt ihnen alle Liebe an-
gedeihen.

Ganz anders ist es in der Natur selbst. Dort
gibt der Satz: „Macht geht vor Recht!“ Es gibt
keine Rücksicht, keine Schonung, keine Milde,
kein Mitleid, denn alles hier ist menschliche
Eigenschaften. Am schonungslosesten wird der
Kampf um das Dasein in der Pflanzenwelt ge-
führt, obwohl auf den ersten Blick in ihr alles
friedlich und ruhig zuzugehen scheint. Doch es
findet nicht die harmlosesten aller Organismen,
die wir in ihnen erblicken. Wer nennt den
Epheu milde, der sich um den Baum schlingt
und ihn zu Tode martert?

Treten wir in einen alten, gut und dicht be-
standenen Buchenwald ein, wo die glatten
Stämme stolz und majestätisch emporstei-
gen, wo die dichtbelaubten grünen Kronen hoch
über uns sich wölben, dann erfährt uns unwill-
kürlich das Gefühl, als ob wir in die Hallen

zines Domes eintreten. Eine ernste, feierliche
Ruhe empfängt uns. Hier klingt kein heiterer
Vogelsang an unser Ohr, kein Gesirach wächst
in dem weiten Waldesdom, um den fröhlichen
Sängern einen Zufluchtsort, eine Wohnstätte
zu bieten, findet keine Insekten, die ihn er-
nähren können.

Die Buchen sind die schlimmsten, schonungs-
losesten Despoten, die alles Pflanzenleben un-
ter sich erdrücken, verkümmern und vernichten
haben, um sich allein den uneingeschränkten
Genuß jenes Stückes Erde zu sichern. Samen-
körner liegen unentwickelt in dem schwarzen
Humusboden, Pflanzenwurzeln führen seit hun-
dert Jahren vielleicht schon ein unterirdisches
Leben, die sich auch nicht mit einem grünen
Blatt an die Oberfläche wagen. Nur im ersten
Frühjahr, wenn die Kronen der Buchen sich
noch nicht belaubt haben, finden wir hier und
dort einige Blumenkinder. Aber sie verschwin-
den alle wieder, wenn sich über ihnen das
grüne Blätterdach schließt.

Wenn der Mensch einige dieser Despoten
fällt, so daß eine Pflanzung entsteht, dann heimt
es mit wunderbarer Schnelle aus dem Boden.
Samenkörner und Pflanzenwurzeln, die ein
jahrelanges unterirdisches Leben führen muß-
ten, werden durch das Licht und die warmen
Sonnenstrahlen emporgehoben. Ein munteres
Graspolk magt sich hervor, erobert sich den Bo-
den, den seine Bedrücker inne hatten.

Doch schon im ersten Sommer beginnt der
Kampf. Die jungen Gräser werden durch die
breiten Blätterbüschel größerer Pflanzen ver-
drängt. Die Tollkirsche erscheint und streckt
herrlich ihre Äste mit den violett-bräunlichen
Blütenkelchen aus, als sei sie allein berechtigt,
hier zu hausen. Dicht nebeneinander spritzen
sie aus der Erde hervor und nehmen den klei-
nen Blumen Licht und Sonnenschein, so daß
sie verkümmern und wieder in das unterirdi-
sche Reich zurückversinken.

Im nächsten Sommer erscheinen neue Des-
poten auf dem Plane, Himbeere, wilde Rose
und Traubenholunder. Sie entwickeln sich zu
dichten, kräftigen Sträuchern. Die Vorgänger
werden erbarmungslos zurückgedrängt.

Doch nur kurze Zeit sollen sie die Herrschaft
haben, dann brechen die neuen kleinen Stämme
durch den aus den Samenkömern aufgegan-
genen Buchen durch das dichte, verschlungene Ge-
büsch und Blätterwerk der Sträucher hindurch
und erobert sich den Platz an der Sonne. Die
Sträucher verkümmern unter den jungen
Despoten immer mehr und mehr, und die Buch-
en sind wieder unumschränkte Herrscher für
viele Jahre, bis vielleicht nach hundert Jahren
im Sturmwind die alten Riesen fallen. Dann
beginnt der Kampf von neuem.

„Macht geht vor Recht!“, ist das wahre Ge-
setz in der Natur; alles Entstandene ist ver-
gänglich, wird durch dieselben Kräfte, die es
zur Entfaltung brachten, auch wieder der Ver-
nichtung zugeführt, und nimmer ist ein Ende
des Treibens abzusehen, denn — das einzig
ewig Bleibende in der Natur ist der Wechsel!

Das letzte Sehen

Erzählung aus den Hungergebieten Rußlands.
Von Hans Erich Lübke.

Abseits der breiten Straße am Ende des klei-
nen, langgestreckten Panjedorfes lag das fast
zerfallene Blockhaus des alten Stanislaus An-
drejewski. Krank und elend lag er zwischen
Lumpen auf dem kalten Backofen in der gro-
ßen Stube.

Nachdem die Maruscha, seine Frau, vor eini-
gen Wochen an einer schweren Lungenerkran-
kung infolge Hunger und Entkräftung gestor-
ben war, kam ab und an Marjanka, die alte
weißhaarige Nachbarin, und brachte ihm warmen
Tee, ein Stück Brot, auch wohl mal einen
gekochten Fisch und heizte mit mühsam auf-
gemengten Holzresten den Backofen. Nun
auch sie vor wenigen Tagen gestorben war, ge-
dachte niemand der wenigen noch lebenden
Dorfsemmeln des einsamen, kranken Stanis-
laus.

Was sollten sie denn auch noch; sie hatten ja
alle genug mit sich selber zu tun. Vieh, das
der Wartung bedurft hätte, war im ganzen
Dorfe nicht mehr vorhanden. Was die Ger-
manski ihnen in dem langen Kriege gelassen
hatten, war von den Bolschewiki geraubt wor-
den. Korn oder Mehl war auch nicht mehr
vorhanden, so daß auch kein Brot gebacken wer-
den konnte. Da blieb denn auch der in der
strengen Winterkälte wärmende Backofen kalt.

Nachtdunkle Wölken und Frühlingsgewitter
legten durchs Land. Ueberall Schneeschmelze
und — seitdem die breiten Rußlanddämme der
Deutschen vermorst und vermodert waren —
aufgeweckte, grundlose Wege.